

»Ich habe über die türkische Community die Genderreisen schon mitbekommen, als es in Deutschland noch gar kein Thema war.«

İpek İpekçioğlu im Gespräch

DJ İpek aka. İpek İpekçioğlu ist eine international erfolgreiche und mehrfach ausgezeichnete, in Berlin/Istanbul lebende DJ, Produzentin, Kuratorin und Queer-Aktivistin. Neben dem Auflegen und Produzieren, das von ihrer bikulturellen Sozialisation und Einflüssen inspiriert ist, hat İpeks Arbeit einen starken sozial-kritischen Fokus. Sie beschäftigt sich in verschiedenen Projekten mit Themen wie Frauen, Migration, Rassismus, Mehrfachdiskriminierung und Gender, die sie in ihre Musik einfließen lässt. In all ihren Arbeiten setzt die Türkeistämmige auf Kultur- und Gender-Diversity und das Öffnen von Grenzen innerhalb der ethnischen und elektronischen Musikszene. İpek İpekçioğlu ist Aktivistin und Mitglied des female:pressure Netzwerks und Schirmherrin der Aktion Courage – School against racism. Diesem besonderen Mix und ihrem Aktivismus verdankt sie auch die Ehrung des Berliner Stadtmagazin Zitty als eine »der wichtigsten kulturellen Persönlichkeiten der Hauptstadt«. 2018 wurde sie vom Berliner Senat mit dem Preis für »lesbische Sichtbarkeit« ausgezeichnet.

Heinz-Jürgen Voß und İpek İpekçioğlu sprachen im Oktober 2020 miteinander.

Es soll um ein facettenreiches Bild von Westberlin gehen ...

Ich bin 1972 in München geboren.

Meine Mutter hat uns 1978/79 nach Berlin gebracht. Aber endgültig lebe ich seit 1980/1982 in Berlin. Dazwischen war ich ein Jahr in der Türkei, dann ein Jahr in Deutschland, dann wieder in der Türkei und dann wieder in Deutschland. Also ein ständiges Hin und Her. Deshalb sage ich immer, endgültig lebe ich seit 1982 in Berlin, aber eigentlich war ich schon seit 1978/79 hier.

Seit 1988 wohnte ich direkt an der Mauer in Neukölln. Und 1989 fiel ja dann die Mauer. Die Mauer war direkt unter meinem Balkon.

Und davor habe ich schon angefangen auszugehen. Da gab es ja noch nicht so viele queere Läden, also ging ich in schwule Läden. Da hatte ich

noch nicht mein Coming-out, also so offiziell »Ich bin jetzt n' Lesbe«-mäßig. Aber davor hatte ich ja schon meine feuchten Träume, meine Doktor-spielchen.

Willst du sagen, ob du schwul bist?

Ja, bin ich.

Das macht das Reden einfacher.

Im Jahr 1982, wie alt warst du da?

Da war ich dann zehn. Damals haben wir in Wedding gewohnt, Liebenwalder Straße. Da bin ich dann in die Rübezahl-Grundschule gegangen und bin auch direkt in einer der sogenannten »Türkenklasse« gelandet. Ich war ein Jahr in Rehberge in Wedding, in einer deutschen Klasse, dann ein Jahr in der Türkei und dann in Wedding, in der Rübezahl-Grundschule.

Warum sagst du, das war eine »Türkenklasse«? Woran hat sich das festgemacht?

Wedding war selbst ein Arbeiterviertel mit einer großen Migrantenpopulation. Und da gab es »Migrantenklassen«. Damals haben die geguckt, dass die deutschen und die Migranten nicht so sehr gemischt waren. Und so kam ich dann in eine Klasse, wo halt nur türkeistämmige Migrantenkinder waren.

Und ich sah da schon wie ein Junge aus, wurde auch immer angefeindet für mein Aussehen. Und die Mädels hatten auch Angst vor mir, weil ich wie ein Junge aussah. Und die Eltern erlaubten ihren Töchtern nicht unbedingt, dass sie mit mir spielten, weil ich ja wie ein Junge aussah. Und ich wurde damals auch von Schulkindern geschlagen, weil nicht klar war, was ich bin. Und weil meine Mutter sich einen Dreiteiler angezogen hat – Rock, Weste und ein Jackett drüber. Es war ein sehr offener, progressiver, feministischer Haushalt. Damals habe ich angefangen, zum *Mädchenladen Wedding* zu gehen, obwohl ich nicht alt genug war. Und dort hatte ich auch die ersten Begegnungen mit Lesben.

Ulla, die damals im *Mädchenladen Wedding* arbeitete, sie kennt mich, seit ich zehn bin.

Und wie warst du in das Mädchenprojekt gekommen?

Meine Mutter hatte mich irgendwann da hingebacht: »Hier ist ein Mädchenladen, İpek ist ein Mädchen, sie braucht Beschäftigung, sie braucht

Freunde, also bring ich sie da hin.« Und dann hat sie mich da hingebraucht. Und dann haben sie mich da trotzdem aufgenommen, oder ich bin einfach hingegangen. Die durften damals, glaub ich, Mädchen ab zwölf Jahren nehmen, und ich war zehn. Da hatte ich meine ersten Begegnungen mit alternativ lebenden türkeistämmigen Mädels und mit den ersten Lesben, deutsche Lesben, türkische Lesben.

In der Schule habe ich mich nicht gern gemeinsam mit den anderen Mädchen umgezogen, bin nicht mit ihnen duschen gegangen, weil ich Angst hatte, was sie sagen, wenn sie merken, dass ich anders bin. Und so Doktorspielchen ... Wo ich mit der Nachbarstochter was hatte, wo mein kleiner Bruder unser Sohn war. Sie war Krankenschwester, ich war der Doktor. Ich war der behandelnde Arzt. Das war ein Nachbarskind in Wedding.

Ich muss das mal zusammenkriegen: Wir haben erst in der Afrikanischen Straße gewohnt, dann Liebenwalder Straße, dann Kameruner Straße, dann sind wir irgendwann zum Kudamm gezogen, in die Wissmann Straße, und dann sind wir ins Märkische Viertel gezogen, Eichhorster Weg, und dann bin ich 1988 nach Neukölln gezogen, direkt an die Mauer. 89 hatte ich meinen Realschulabschluss, dann bin ich nach England und 91 zurückgekommen. Das war dann mein allererster Christopher Street Day in Berlin, wo ich mir meine Mutter geschnappt habe und ihre Hündin, und dann sind wir dahingegangen. Aber 89/90, bevor ich nach England bin, hatte ich mich bei meiner Mutter geoutet bzw. meine Mutter hatte mich ausgefragt. Dann hab' ich mich geoutet. Da hatte ich Thomas Kraack kennengelernt, er wurde mein best friend, ein deutscher schwuler Mann aus Schleswig-Holstein, 1,96 Meter groß, lange blonde Haare, mit dänischen Clogs. Er hat mich damals mit ins *Roses* genommen oder in das Café *Anderes Ufer*. Ich weiß gar nicht, ob dir das was sagt, aber schreib mal auf: *Anderes Ufer*, das war einer der Läden, wo halt auch viele Lesben und Schwule hingegangen sind. Es gab den *Lipstick*-Lesbenladen, sowieso diese Spelunke in Schöneberg *Kumpelnest*, die es immer noch gibt.

Dann hatte ich einen Freund bei meiner Mutter kennengelernt, Hatay Engin. Eine türkeistämmige Sängerin. Aber die Person war eigentlich Transgender. Hatay Engin war eine der türkischen Musiker*innen, die hier aufgetreten sind, in türkischen Gazinos. Er/Sie war das Pendant zu Zeki Müren. Zeki Müren ist ein großartiger Künstler gewesen, der niemals zugegeben hat, dass er schwul ist, und er* war mehr ein Transgender-Performer. Und als er starb, hat er* sein* Geld dem türkischen Militär vermacht. Er

hatte keine Kinder und wollte seine Loyalität mit der Türkei damit zeigen. Er* war die »Sonne der Nation«, gesangstechnisch. Damals gab es auch Bülent Ersoy, eine Trans-Frau-Sängerin, die auch Auftrittsverbot in der Türkei hatte. Die ist auch zeitweise nach Berlin gekommen und hat hier gelebt. Auch sie habe ich sogar kennengelernt, kurz. Mit solchem Bewusstsein von Trans-Frauen bin ich aufgewachsen. Also ich kannte keine deutschen Trans-Frauen, aber ich kannte türkische Trans-Frauen. Transgender Artists, Sängerinnen kannte ich. Meine allerersten Bücher, die ich über Homosexualität las, waren auf Türkisch. Ich dachte: Homosexualität ist etwas Türkisches, das sehe ich nicht bei den Deutschen. So bin ich aufgewachsen, ehrlich. Die ersten Homo-Freunde waren über meine Mutter, die haben mich auch geprägt. Eine butchige Lesbe, vielleicht sogar ein Trans-Mann, war mal verliebt in meine Mutter. Sie hat ihr eine Liebeserklärung gemacht – und das habe ich mitgekriegt.

Da bist du ja in einem sehr offenen Umfeld aufgewachsen. Warum war dann das Coming-out für dich noch ein solcher Schritt, der vollzogen werden musste? Wäre das Coming-out als heterosexuell nicht schwieriger gewesen?

Na, ich habe es ja probiert. Und danach habe ich gecheckt – nee, ich liebe mich doch in Mädchen. Ich weiß noch, dass ich mit meinem Bruder immer gespielt habe, als wir drei, vier Jahre alt waren, und ich war immer der Junge, der Mann. Und meine Mutter, weil sie sehr offen, progressiv und feministisch drauf war und Kunst und Kultur liebte, hatte sie immer sehr viele Künstler*innen um sich herum, die anders drauf waren als die Dominanzgesellschaft, anders als die Dominanzgesellschaft in Deutschland, aber auch die türkeistämmige Dominanzgesellschaft in Deutschland. Lesbische Frauen, Transgender-Künstlerinnen, Sexworkerinnen waren darunter. Auch die Sexworkerinnen sollten genauso respektiert werden wie der Schriftsteller oder die Transgender-Sängerin. Also meine Mutter hat sehr viele Menschen in unser Leben reingebracht, die von der Gesellschaft marginalisiert wurden, die ich aber als selbstverständlichen Teil unserer Gesellschaft wahrgenommen habe.

Erst hatte ich diese Doktorspiele. Mit elf, zwölf Jahren habe ich dann begonnen, mir darüber bewusst zu werden, dass ich mich in Mädchen liebe. Bei ihnen habe ich mich eher als Junge erwischt. Und als ich dann auf der Gesamtschule war – Friedensburg-Oberschule – hatte ich meinen ersten bewussten Kuss mit einem Mädchen. Das war vor 88, so mit 14, 15, 16. Und trotzdem hab' ich versucht, mit Jungs auszugehen – weil es alle so

gemacht haben – und mit Jungs auch etwas zu erleben. Aber ich habe gemerkt, das funktioniert irgendwie nicht. Und meinen letzten »Boyfriend« habe ich immer zu irgendwelchen Lesbenfilmen mitgeschleppt. Und er meinte: »İpek, wir gucken uns immer die gleichen Filme an, wo Frauen einander küssen ...« Okay.

Bist du mit den Freunden dann noch befreundet geblieben, nachdem du dein Coming-out hattest?

Mit dem Coming-out hat sich mein Freundeskreis schon verändert. Das Mädchen, mit dem ich mich das erste Mal bewusst geküsst hatte, hat das abgestritten. Aber ich hatte auch einen Freund. Weil meine Mutter immer meinte, erst wenn du es ausprobiert hast, weißt du, dass du es nicht willst – sie hat das nicht in Bezug auf Sexualität gesagt, sondern allgemein. Und ich dachte für mich, dass ich es mit den Jungs ausprobieren muss. Also habe ich es mit ein paar Jungs probiert, habe dann aber nachts immer von diesen Mädels geträumt. Ich habe es immer mehr gespürt und auch ausprobiert.

Damals gab es ja diese Video-Film-Ära. Es gab immer irgendwelche türkischen und indischen Filme auf VHS, und da habe ich mich immer wieder in indische Schauspielerinnen verliebt. Das war in den 80ern. In den 80ern gab es in den türkischen Filmen so eine Ära, wo Frauen als Sexsymbole, also Vamps, und mit Drogen gezeigt wurden. Und da hatten die ganzen Migrantenfamilien Angst, dass ihre Kinder ihre »Kultur« und ihren »Anstand« verlieren, weil sie in den türkischen Filmen diese Sex- und Drogenszenen sehen. Sie könnten dadurch neugierig werden und einen »falschen« Weg einschlagen. ... Und ich merkte immer, mit dem Frauenbild in den türkischen Filmen konnte ich mich überhaupt nicht identifizieren. Ich sah wirklich nicht so wie diese Frauen aus. Fühlte mich aber auch nicht so. Und dann habe ich angefangen, mir indische Filme anzusehen. Damals lebte ich noch in Wedding, Liebenwalder Straße. Da habe ich mich in die Schauspielerin Rekha verliebt. Und ich habe mich als Amitabh Bachchan, der Schauspieler, gesehen – ich sah genauso aus wie er, genauso hässlich wie er, dachte ich. Und irgendwann habe ich angefangen, indische Tänze zu machen. Ich habe sie nachts aufgenommen und sie nachts nachgemacht. Und da merkte ich, ich bin verliebt in Rekha. Ich habe angefangen, mir Ohr- und Nasen-Piercings zu machen, alles von Rekha. Für mich war klar: Wenn ich schon Rekha nicht lieben darf, dann werde ich wie Rekha sein. Und dann bin ich zu meiner Mutter gegangen: »Anne, warum haben indische Frauen immer solche [spitzen] Brüste?« – »Ach, was fragst du mich

immer solche komischen Fragen?« Und dann kam sie zu mir – ich war so 14, 15, 16 – und sagte: »Geh' doch aus, wie deine Freunde, in die Disco. Aber nimm keine fremden Zigaretten oder Getränke an und so.« Aber ich hatte kein Interesse, weil ich wusste, ich steh' nicht auf Jungs.

Perception of Westberlin. Bülent Ersoy war gerade da, im Krankenhaus. Da habe ich sie einmal besucht, also meine Mutter hat sie mit mir besucht. Oder Hatay Engin, Berliner Pendant zu Zeki Müren. Damals war der »Türkische Basar« im Hochbahnhof Bülowstraße. Da habe ich die ersten Belly Dance machenden Männer gesehen. In Berlin, in Westberlin, habe ich über die türkische Community die *Genderreisen* schon mitbekommen. Das waren die wichtigen Personen der türkischen ersten und zweiten Generation. Also wir haben damals schon Transgender-Personen gekannt, als es in Deutschland noch gar kein Thema war. Und wir haben schon mit dieser *Genderfluidness* gelebt. Was es heute im Vergleich zu früher einfacher macht, ist, dass wir heute mehr Begriffe haben, um etwas zu beschreiben wie *Genderfluidness*.

Das war in der Bülowstraße. Das war damals, in den 80er Jahren, ein türkischer Basar – da hast du so Sachen aus der Türkei gekauft, aber auch Essbares. Und da gab es abends Gazinos und da hast du abends männliche Bauchtänzerinnen gesehen. Und da hast du auch schwules Bedienungspersonal gesehen. Damals war Berlin schon mit seinen sexuellen Lebensformen sichtbar, ich weiß nicht, wie ich das genauer beschreiben soll. Damals ausgehen, in irgendwelche Salons, auf Türkisch sagen wir *Pavyon*, oder in *Meyhane* oder irgendwelche *Gazinos*. Hatay Engin ist aufgetreten. Und war vollkommen genderfluid. Und das hat selbstverständlich meine Bilder von »Frausein«, »Mannsein« geprägt.

War das dann eine besondere Community? Oder wie verhielt sich das zu der Dominanzgesellschaft, die du vorhin beschrieben hast?

Meine Mutter war halt meine Mutter, die sowieso *beyond* jeglicher gesellschaftlichen Konventionen gelebt hat. Sie hat fünfmal geheiratet, hat vier Kinder von drei verschiedenen Männern. Meine Mutter war eine freiheitliche, feministische, sozialkritische Person. Sie nahm uns zu irgendwelchen Operetten und Theaterstücken mit, die oft auf Türkisch waren, weil sie sie dann besser verstand, obwohl sie eine Übersetzerin war. Sie war eine alleinerziehende Mutter, die für andere die Einkommenssteuererklärung gemacht hat, Versicherungen, aber auch zwischendurch Töpfe verkauft hat und auch als Reinigungskraft gearbeitet hat – und um sich herum Kultur

versammelt hat. Sie war Bohème. Stell' dir vor, in so einem Salon bei meiner Mutter treffen sich halt alle, türkische, kurdische Schriftsteller*innen, Theaterschauspieler*innen, Trans*-Sänger*innen, Sexworker*innen. Sie essen und reden bei uns. Meine Mutter gab immer *private Parties*. So sind wir aufgewachsen ... Wow!

Das hat dich geprägt ...

Als ich meinen Realschulabschluss gemacht hatte, wollte ich Hotelfachfrau werden. Und obwohl ich einen halbwegs vernünftigen NC hatte, habe ich keinen Ausbildungsplatz bekommen, vermutlich weil ich eine Türkin war. Und weil ich keinen Platz bekommen habe, habe ich gedacht, was mach ich jetzt ohne Ausbildung? – und ich bin als Au-pair-Mädchen nach England. Das war auch die Zeit, als in Deutschland die Mauer fiel und Deutschland größer wurde – und das hat mir Angst gemacht. Ich wusste nicht, was mache ich jetzt in Deutschland? Was heißt das für uns Türken, Gastarbeiter? Also: Okay, weg.

Ich war auch in ein Mädchen sehr verliebt, gleichzeitig mit einem Jungen zusammen. Das war noch auf der Realschule. Ich habe ihr einen Brief geschrieben, aber ihn nie abgeschickt. Meine Mutter hat den Brief gesehen und gelesen. Und kam auf mich zu: »İpek, ich habe diesen Brief gelesen. Du bist in ein Mädchen verliebt? Aber du hast doch einen Freund?« Ich war eigentlich froh, dass diese Fragen kamen ... »Ja, ich verliebe mich in Mädchen. Und einen Freund habe ich, weil ich ausprobieren will, ob ich hetero bin oder nicht.« Und da sagte sie: »Ok. Bist du jetzt lesbisch geworden, weil du sexuell missbraucht worden bist?« »Nein, Anne. Sonst müssten 80 Prozent der Frauen auf der Welt lesbisch werden.« »Bist du lesbisch geworden, weil ich dir gesagt habe, bevor du 25 bist, nicht heiraten, bevor du 30 bist, keine Kinder machen?« »Nein, Anne, nein.« »Bist du jetzt lesbisch geworden, weil ich immer so negativ von Männern geredet habe?« »Nein, Anne. Ich zittere, schwitze, träume von ihr, mir bleibt der Atem weg, wenn ich sie sehe – ich bin verliebt.« Sie meinte: »Okay. Willst du das wirklich jetzt leben?« »Ja. Ich habe es mit Jungs probiert, aber ich verliebe mich nicht in sie. Es ist langweilig.« »Okay. Aber wenn du das lebst, dann musst du dazu stehen. Aber tue es nicht, wenn du denkst, du wirst dich schämen und du wirst es bereuen. Ich werde immer zu dir stehen, aber ich werde dich nicht besonders behandeln im Vergleich mit deinen Geschwistern. Du wirst genauso behandelt, wie jeder andere.« Das war ihre Reaktion.

Dann war ich in England und habe angefangen, mich dort nach Gruppen umzusehen. Wo kann ich andere gleichgeschlechtlich Liebende kennenlernen? Was heißt Coming-out? Was heißt das für Sexualität? Dann habe ich einen türkisch-zypriotischen Schwulen kennengelernt, und einen türkeistämmigen Schwulen aus Berlin. In England, im Club. Und dann kam ich 91 zurück. Und habe mir meine Anne geschnappt und gesagt: »Anne, kannst du dich an unser Gespräch vor einem Jahr erinnern?« »Was für ein Gespräch?« »Na, dass ich mich in Mädchen verliebe.« »Was ist damit?« »Ich bin jetzt lesbisch.« Und dann so: »Schnapp dir deinen Hund, wir gehen jetzt auf eine Demonstration« – den CSD. Damals war der noch klein. Und da habe ich mir gesagt, ich will eine Gruppe gründen. Ich möchte andere türkische Lesben kennenlernen. Also habe ich jede »türkisch« aussehende Lesbe angesprochen: »Ich heiße İpek, ich bin eine Lesbe, ich bin aus der Türkei. Bist du eine Türkin?« »Ja.« »Bist du eine Lesbe?« »Ja, sonst wäre ich ja nicht hier.« »Oh, lass uns eine Gruppe gründen, hier ist meine Telefonnummer.« »Was hat mein Türkischsein mit meinem Lesbischsein zu tun?« »Ist mir doch egal! Ich will einfach auf Türkisch und Lesbisch reden können.« Da habe ich damals wirklich eine Gruppe gegründet. Das war 1991.

Magst du gleich mehr zu der Gruppe sagen?

Ich habe halt auf der Demo viele angesprochen. Ich bin zur *Lesbenberatung* und zur *Schoko (Schokofabrik)*, *Begine* gegangen, habe Zettel gemacht und die überall aufgehängt. Es gab damals eine *Gay internationale Gruppe*, eine einzige. Also bin ich dorthin gegangen: »Hey, ich bin İpek, eine türkische Lesbe, ich will andere türkische Lesben kennenlernen.«

Es kamen acht oder zehn Frauen zusammen. Wir haben erst mal angefangen, uns in Wohnungen zu treffen. Gemeinsam singen, gemeinsam essen, von der Liebe mit Frauen reden, von Familie reden. Und einfach auch mal zusammen zu tanzen, Spaß zu haben, offen auf Türkisch sprechen zu können. Und in der Gruppe kam als Erstes die Frage: »Warum seid ihr hier?« Und da kamen als Antworten: »Ich erhoffe mir, dass mein Türkisch dadurch besser wird. Meine Eltern wollten nie, dass ich Türkisch spreche, weil wir eigentlich Kurden sind und damit wir auch keinen Rassismus in der Schule erleben. Also hat mein Vater uns kein Türkisch und kein Kurdisch beigebracht.« Andere sagten: »Ich bin allein. Ich habe einen Bedarf, mit anderen zu reden.« Es gab auch welche, die gesagt haben: »Ich verstehe die Deutschen nicht, die Deutschen verstehen mich nicht. Ich

erlebe Rassismus. Und ich will aber auch hier das sein, was ich bin.« Oder: »Ey, ich habe vermisst, einfach mit Frauen auf meine Musik zu tanzen.« »Warum bist du denn hier, İpek?« »Ich will wissen, wie ihr das mit der Familie hinkriegt, wie ihr das mit der Sexualität macht. Und wie macht ihr das mit dem Lesbischsein, Türkischsein und Deutschsein? Wie gehen wir mit dem Rassismus um? Und auch mit dem Sexismus? Und was heißt das eigentlich in der Gesellschaft, auf Arbeit, im Studium? Wie findet ihr Freundinnen? Was ist lesbischer Sex, wie funktioniert der? Und ich will auch Freundinnen haben, mit denen ich in die deutsche Szene ausgehen kann – damit ich nicht allein bin.« Und dann haben wir auch nach dem Background gefragt. Eine einzige hat gesagt, sie sei eine »richtige« Türkin. Ich bin halt eine Türkin, aber mein Großvater hat tscherkessischen Background, meine Großmutter hat türkischen Background, mein Vater hat kurdischen, arabischen, aber vermutlich auch jüdischen Background. Die Türkei ist eine mixed-up Kultur: »den Türken« gibt es nicht. Dann haben wir uns zweieinhalb Jahre getroffen. Und in der Türkei habe ich dann auch eine Gruppe gegründet, 1995.

Und welche Namen habt ihr den Gruppen gegeben?

Mit Brandings hatten wir es damals nichts so. Die eine war die *erste türkische Lesbengruppe*. Die andere, 1995, war *Sisters of Bilitis, Bilitis'in kız kardeşleri*. Ich habe ja auch meine Diplomarbeit zum Thema »Lesbisch und Türkisch! Ein Widerspruch!« geschrieben. Iman Attia und Birgit Rommelspacher haben meine Diplomarbeit betreut. Birgit Rommelspacher, eine großartige Person, hat damals auch die Begriffe Dominanzkultur und Mehrheitsgesellschaft, wie auch die Vieldimensionalität der Machtverhältnisse geprägt – das Wissen viele ja gar nicht. Meine Arbeit war damals die erste zum Thema Lesbischsein und Türkischsein. Und ich musste noch viel umschreiben, weil es ja noch gar nicht die ganzen Begriffe gab, die wir heute haben. Ich habe Interviews geführt. Von uns BIPoCs gab es ja damals noch gar nichts dazu ... Dann Amuso mitgegründet, dann GLADT e. V. mitgegründet, und parallel wurde ich Gayhane-HomOriental Dancefloor-Resident-DJ. Das ist auch eine mit meiner lesbischen Identität connectete Geschichte.

Und warum habt ihr euch nicht in Projekten, zum Beispiel bei der Lesbenberatung, getroffen?

Auf die Idee wären wir nicht gekommen, uns in irgendwelchen Projekten

zu treffen. Wir haben uns erst mal bei uns getroffen. Es war schöner, vertraut, wir konnten Lärm machen, es war intimer. Du willst dich als Lesbe nicht in irgendeinem sozialen Projekt treffen. Später haben wir uns dann auch mal im *Mädchenladen Wedding* getroffen. Als ich dort angefangen habe, Praktikum zu machen, habe ich auch von meiner Gruppe erzählt und dann haben sie gesagt, ihr könnt es euch auch hier mal schön machen, wenn ihr wollt. Und dann haben wir uns dort getroffen. Damals habe ich auch bei der *Lesbenberatung* die Broschüre *Ayşe ist verliebt in Anja/Ayşe bir kıza aşık* herausgegeben. Das war 1992.

Ich bin 1988 nach Neukölln gezogen. Ich hatte erst mal viel Angst: »Da leben die Kanaken.« Ich selber kam aus Wedding und Reinickendorf, keine Ahnung, was für Vorurteile wir da über uns selbst – Migranten – hatten. Aber über Thomas Kraack, meinen schwulen »Mentor«, habe ich verschiedene Läden kennengelernt.

Du bist ja eine sehr bekannte DJane ... Was war für dich der Ausgangspunkt? DJane würde ich nicht mehr benutzen, DJ kannst du benutzen. DJ hat sprachlich keine Verweiblichung bzw. kein Gender. DJane hatten wir kurz genutzt, zur Sichtbarmachung, dass nicht alle DJs männlich sind. Aber jetzt sagen wir DJ.

In der Türkei in der Schule habe ich schon in einer Folklore-Gruppe mitgemacht. Und immer, wenn sie mir ein Kleid überstülpen wollten, habe ich mich dagegen gewehrt. Ich wollte in Jungs-Klamotten sein. Es gibt ein paar Fotos, auf denen ich sehr unglücklich aussehe, weil ich ein Kleid anziehen musste. In Deutschland habe ich das dann fortgesetzt. Ich war in irgendwelchen Gruppen, in denen es um Tänze und ums Singen ging. Als ich dann anfang, in der Szene auszugehen – *Lipstick, Schokofabrik, SO36* – lief da halt nie unsere Musik. Und ich hatte immer Kassetten mitgenommen, um die DJs zu bitten, das doch mal aufzulegen, damit wir auch mal tanzen könnten, mit unserer türkischen Lesbengruppe. Immer so: »Bitte, bitte legt das auf. Bitte, bitte spiel mal einen Song – guck, ich habe alles vorbereitet.« Und wenn es kam, waren wir so glücklich. Und eines Abends ging ich ins *SO36* auf die *Hungry Hearts Party* und dann kam Richard Stein auf mich zu und hat mich angesprochen. »Bist du lesbisch?« »Ja.« »Bist du Türkisch?« »Ja.« »Kannst du nicht in drei Tagen auf unserer ersten *Queer Oriental Party* auflegen?« »Ich habe das noch nie gemacht.« »Ach egal, pack deine CDs ein und komm.« CDs waren damals ganz neu, es gab auch noch keine MP3. »Ich habe keine CDs.« »Egal,

pack deine Kassetten ein und komm.« Und da dachte ich: Ey, das wäre ja jetzt dat Ding, dass ich endlich mal unsere Mucke auflegen kann ... »Es wäre mir eine Ehre.« Und bei der ersten *Queer Oriental Dance Floor Party* »Morgenland Schleiertanz« am 24.12.1994 habe ich dann aufgelegt, mit meinem schwarzen Tschador. Cihangir Gümüştürkmen kennt den Abend, er hat dort getanzt – dann hat er mich auf die Bühne gebeten, dann haben wir zusammen getanzt. Und dann habe ich mit Kassetten und ein paar CDs bis acht Uhr aufgelegt. Und Richard hat mir richtig Geld gegeben – 200 D-Mark damals. Es hat sich herumgesprochen, ein lesbisches Mädäl aus der Türkei macht internationale Musik. So afrikanisch, türkisch, kurdisch, griechisch, arabisch, Klezmer – sie legt alles auf. Und dann wurde ich eingeladen, weil ich eben die Musik machte, die nicht alle machen.

Ich hatte nie vor, Musikerin zu werden. Ich wollte Sozialpädagogin werden, dann Jura studieren. Vorher, als Jugendliche, wollte ich Hotelfachfrau werden. DJ zu werden, hatte ich mir nie erträumt.

Also habt ihr die erste türkische Lesbengruppe und Partys nicht gegen etwas – zum Beispiel gegen Ausschlüsse – gemacht, sondern einfach für euch?

Ich wollte mich mit den Leuten treffen, die ähnlich lebten, wie ich, die ähnlichen Erfahrungen machten. Als wir dann sagten, ok, wollen wir jetzt auf die Straße gehen, als die erste türkische Lesbengruppe? Wollen wir jetzt auf die Straße gehen und Forderungen stellen? – weil: Wir fühlen uns nicht willkommen in der Szene. Unsere Musik wird nicht gespielt. Wenn wir miteinander tanzen, werden wir komisch angeguckt. Wir werden komisch angebaggert. Wir haben das Gefühl, wir sind Fremdlinge für sie. Oder wir werden teilweise scheiße behandelt. Wollen wir jetzt auf die Straße raus? Da haben einige gesagt: »Nee, nee. Ich werde jetzt nicht auf die Straße rausgehen, mein Gesicht zeigen und sagen, ich bin lesbisch. Ich erlebe ohnehin schon genug Sexismus und Rassismus, ich will mir dazu nicht noch die Homophobie reinziehen.« Einige waren dafür, wir sollten Gesicht zeigen. Ich war von der zweiten Fraktion, konnte aber die erste Fraktion gut verstehen. Ich konnte von meinem Mutterhaus sagen, ich kann das machen. Also nutzte ich diese Möglichkeit. Für die anderen. Und für mich. Um mehr Raum zu schaffen. Und als ich dann die Gruppe in der Türkei gegründet habe, habe ich auch viele kennengelernt – und sie nach Deutschland eingeladen, damit sie Workshops geben, um zu erzählen, wie die Situation in der Türkei ist.

Im Vorgespräch hattest du schon die Bedeutung deiner Zeit in England erwähnt, hier tauchte es auch kurz auf. Was hat England mit dir gemacht?

Ich hatte keinen Ausbildungsplatz gefunden und ich war gerade unglücklich in Berlin – was bin ich denn jetzt, hetero oder Lesbe? Und Deutschland wurde immer komischer für mich – die Mauer fiel und ich hatte Angst. Und ich wusste nicht, wo ist mein Platz in Deutschland? Also bin ich dann eines Tags zu Thomas in die Wohnung gegangen. Und seine Mitbewohnerin, Lilo, meinte: »Warum machst du nicht Au-pair in England. Meine Familie sucht gerade wen.« »Was brauch ich dafür: Visum. Geld.« Also habe ich mir gleich einen Fabrikjob zugelegt, über eine Zeitarbeitsfirma, und habe angefangen, Geld zu sparen.

Dann bin ich dahin gegangen. Ich wog damals 72 Kilo, 20 Kilo mehr als jetzt. Hatte lange Haare. Ich sah ganz anders aus und war unglücklich. Und dann habe ich in meiner Englisch-Klasse einen Jungen kennengelernt, der sagte, er sei bi – und ich sagte ja auch, ich sei bi. Und dann haben wir zusammen angefangen, die Londoner LGBTQI*-Szene zu checken. Und dann wurde mir immer klarer, ich steh auf Frauen. Und ich lernte in Clubs Frauen kennen. Und ich lernte etwas über mein Verhältnis zu Deutschland. Wenn ich statt des englischen »Hello« ein deutsches »Hallo« hörte, wurde ich total glücklich. Und eines Abends in meinem Zimmer habe ich von Goethe den *West-östlichen Divan* aufgeschlagen, auf der einen Seite Deutsch, auf der anderen Englisch. Und dann habe ich gemerkt, wie schön eigentlich die deutsche Sprache ist. Und dann habe ich mir eine deutsche Affäre zugelegt, also ich hatte eine deutsche Freundin in England. Und ich habe gemerkt, ich bin noch nicht fertig mit Deutschland. Wenn ich nach Deutschland zurückgehe, was muss ich machen: Mein Deutsch sollte besser werden – es war nicht perfekt. Wie denn auch, wenn ich immer in irgendwelche »Türkenklassen« geschickt wurde. Ich wollte kein »typisches Gastarbeiterkind« sein. Ich will studieren – dafür brauche ich ein Abi. Okay, ich kann ein Fachabitur machen. Ich habe mir eine Schule gesucht. Und das war eine Entscheidung. Ich will Deutsch lernen, weil ich Macht haben will. Ich will, dass mich die Leute kennen, ich will sie kennenlernen. Und ich möchte auch meine Rechte kennen, nicht nur meine Pflichten. Dann bin ich nach Deutschland zurückgekommen. Und ich war mir dann auch sicher, dass ich lesbisch bin – Madonnas *Justify My Love* war da mein Lieblingssong, auf und ab lief er. Und ich dachte, ich brauche eine Gruppe – und so ging das los. Und ich habe meine ersten Beziehungen zu deutschen Frauen gelebt – und dadurch wurde auch mein Deutsch besser. Und

auch mein Körpergefühl wurde besser – ohne lange Haare, ohne meinem Versuch, eine Frau zu sein. Das hat sehr geholfen für die *Integration*. (lacht) Hab' eine Beziehung zu deutschen Frauen und schon wird dein Körpergefühl und dein Deutsch besser. (lacht)

Wäre dein Weg auch woanders als in Westberlin möglich gewesen?

Nein, ich glaube nicht. Das ist das Berliner Flair. Westberlin hatte die Besonderheit, dass es Künstler*innen angezogen hat, wie sie meine Mutter um sich versammelt hat. Berlin war immer besonders, warum Menschen dorthin gekommen sind. Denn eigentlich wollte niemand in Berlin leben. Aber diese Menschen sind nach Berlin gekommen, genauso wie Bundeswehrverweigerer. Berlin war damals schon eine Stadt mit einem Sammelsurium an Menschen unterschiedlichster Motivation. Es sind politisch Geflüchtete gekommen, manche sind aus der Türkei wegen der Arbeit gekommen. Meine Mutter ist gekommen, weil sie keinen Bock mehr auf die Konventionen als Frau in der Türkei hatte und studieren wollte. Aber Berlin war trist, sehr grau, sehr melancholisch. Die nächste westdeutsche Stadt war 300 Kilometer weg, drumherum nichts. Aber es gab extra Zuschlag dafür, Mauerzuschlag. Deshalb kamen Menschen.

1988 bist du an die Mauer gezogen. War es da noch trister?

Oh Gott. Das Gebäude befand sich im Westpart, der Balkon im Ostpart. Zwei Meter weiter war die Mauer. Meine Mutter parkte ihr Auto dort, weil die West-Polizei da nicht hinkonnte. Ich habe aus meinem Fenster hunderte Meter weit nur Soldaten, Stacheldraht und Mauer gesehen. Mit diesem Bild habe ich dort gelebt. Umgezogen waren wir, weil meine Mutter in der alten Wohnung keine Hunde mehr haben durfte – genau in die Heidelberger Straße, wo die Mauer war.

Im Osten war ich einmal – und habe dann im Fernsehturm oben im Restaurant gegessen. Es gab ja nur ein paar Grenzübergänge, und der Übertritt war nicht einfach ...

